

Königs-Krönung.

Im Auftrage des John Riffch berichtet „Pelzkappe-Bill“ über die Festlichkeiten in Belgrad.

Mister Editer!
 Ich wann Sie Mich nit hätte, Mister Editer! Sage Sie emol selber!
 Ich hen nämlich derzu gelendet, daß die Koronafchen von dem König von Sörbia for das Päper gefeuert worn is.



Der Pelzkappe-William is in Meinen Auftrag higerest ein schid (von Mir bearttet, translatet und abätet) de folgende Riport: Belgrad, Sörbia, 7. September einsundzwanzigste.

Begünstigt dum herrlichste Regewetter hot heute unner die Kuplize vun die Selett Knigths der auserwählte Rangsmörderer des Koronafchen festinwiel vom König Piter dem Einweillige stattgenune un war in jeder Hinsicht e Sutzsch.

Schon am frühesten Morche hatte sich die festeslustige Truppe eigefunne, wo die Orber gehatt harwo, se schieße, wann was schieß gehn thät, un bald war der Festplatz agestüllt von erer erwartungsvolle Menge, wo gebent hot, es künnt doch im lehte Moment noch e großer Krach künne.

Es gegiegt sich hier, ze mentichene, daß der King e Koronagewärrsch is, weil er nämlich eine allgemeine Uberglaube gegatt hot, da is plöschlich e Oederly zu dem König künne un hot ihm was in's Ohr gefagt.

Als der Ripresentiriff vun der Staats-Zeitung hen Ich es eraus gektiegt, daß der Harndwärtre-Mann gegatt hot, des Pulver for die Krönung-Salutschüß war Ji D Di, es thät sein Wof sehr leid, er thät haje, es zu thun, awmer er hätt e Paar größere Bills himselbst ze beghale.

Awwer, Mister Editer, da hot es sich gegiegt, was rogal Etiket is. Nit en Agebild is der Krönungszug in's Stode getümme.

Der König Piter hot de russische Ambassier gefagt: „Hot your Erzellenz vielleicht die Kleinigkeit von dem Preis von e Paar lumpige Salutschüß in die Kleider?“

„Ich künnt nit sage, daß Ich hab,“ sagt der Fürst. „Wir sein agebildlich Kweier e Bihle kurz.“

Da bruff is der King zu dem österreichischen Ambassier un hot gefagt: „Wos bis morche, your Erzellenz; uff Ehrenwort.“

„Na — bis morche — e Mann e Wort!“ Und da bruff hi hot der ostrian Minister e Paar Duzend alti österreichische Shin-Plästers erausgezoge un die Bill is geseitelt worn un gleich bruff veründerte Kanonendonner der jubelnde Bevölkerung, daß Sörbia wieder emol en gekrönte King hot, worauf des Bergnügnis-Programm in der schönste Weis erleidigt worn is.

Die Belgrader Blätter bringe Leitartikel, daß der Lieferant von der Kron un die annere Insanzie teelängst je harwoe bräucht. Er thät sei Geld schun kriegen.

Unner die Anwesende befande sich Mister A. Meyer — no, Ich meen die sämtliche Simpatieifers mit die Mördereis dum frühere King, sowie immerhaupt des ganze prominente Belgrad war awesend un das Empfangs-Kommitti, sowie des Arrangements-Kommitti, wo auch bei dem Milling von Alexander and Weif zuckebull war, hot auch bei diesem Festinwiel wieder en Erfolg zu verzeichne gehatt, un der Morche graute schun, als sich die lehte Gäste mit dem Bewußtsein verabschiedet harwoe, noch nie so en feltene un derartig genuehreiche Krönungsabend verleiht je harwoe.

Ichne das Nämlich wünschend Mit Rigards Yours John Riffch Esq.

Werkwürdiges Zusammentreffen.
 Wäscherinadel (zu ihrer Mutter): „Mutter, der noble Herr, der gestern mit mir gesprochen hat, sagte, daß an meiner Wiege die Grazetrinnen gestanden haben müssen.“
 Mutter: „Du hast ihm gewiß vorher gefagt, daß i eine geborene Grazetrin bin!“

Aus der Apotheke.
 Ein Busche betritt die Apotheke und bestell: „Für den Herrn Hauptmann eine Flasche Jod zum Pinseln.“
 Apotheker: „Aha, Jod. Hier bitte.“
 — So, nun pinseln Sie mit Jod für König und Vaterland.“

Racheiferer Charlotte Cordans.

Als Charlotte Cordan sich im Juli 1793 nach Paris begab, hatte sie besammlich die Absicht, Robespierre oder Marat zu tödten. Schließlich wählte sie diesen, weil er in seinem „Ami du peuple“ erklärt hatte, daß zur Befestigung der Republik noch 200,000 Köpfe fallen müßten. Robespierre starb kaum ein Jahr später auf dem Blutgerüst; inzwischen aber hatte auch ihm und dem Präsidenten der Jakobiner-versammlung, dem ehemaligen Schauspielere und Theaterdichter Collot d'Herbois, der Tod von Rächerhand gedroht. In einem alten französischen Buche ohne Titel, das zweifellos noch unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschrieben ist und namentlich die Verhandlungen im Nationalkonvent und vor dem Revolutionstribunal ausführlich wiedergiebt, finden sich darüber folgende Einzelheiten.

Einige Tage vor den (1793) auf dem Marsfelde gefeierten Saturnalien hatte ein beherzter Mann Namens Admiral, der früher bei dem Kopalisten Bertin, dann als Bureauclavier bei der Lotterieverwaltung angestellt gewesen war, beschloffen, Robespierre (in dem Werke heißt es ständlich Robespierre) umzubringen. Seine Annäherungsversuche an den Diktator waren aber vergebens, und so ertor er vortrefflich Collot d'Herbois als Opfer. Er erwartete den Revolutionär Nachts in dessen Hause und feuerte, als er heimkehrte, unter Drohungen zwei Pistolenkugeln auf ihn ab, die aber fehlgingen. Auf das Geschrei Collot d'Herbois eilte ein Schlosser herbei und empfing zwei weitere Schüsse, die für den Jakobinerhauptling bestimmt waren, diesen aber unverfehrt ließen. Eine herbeigerufene Streifwache nahm Admiral noch heftiger Gegenwehr fest, und alsbald erschien er vor dem Revolutionsgericht. Dort gefand er offene seine Absichten. Er habe nach einander Collot d'Herbois und Robespierre tödten wollen und zu dem Zwecke zwei Pistolen gekauft. Wären diese Waffen ordentlich gewesen, so lebten diese beiden Tyrannen nicht mehr.“ Am Morgen vor dem Anschlag habe er sich zum Concert begaben, um einen günstigen Augenblick zu einem Schuß auf Robespierre abzuwarten; es habe sich aber keine Gelegenheit gefunden und über den langen Verhandlungen sei er eingeschloffen. Auf Robespierres Leben hatte es fast zu derselben Zeit ein junges Mädchen Namens Cecile Renaud abgesehen. Sie erschien in seinem Hause un „erlangte ihn zu sprechen, wurde aber nicht zugelassen, sondern als sie den Zweck ihres Besuchs nicht angeben wollte, verhaftet und vor das Revolutionstribunal geschleppt. Auf die im Verhör an sie gerichteten Fragen gab sie die Antwort, sie habe Robespierre sprechen wollen; wozu, gebe die Richter nichts an. Auch gestand sie, vorher verschiedenen Bürgern gesagt zu haben, daß sie ihr ganzes Blut für einen König hergeben wolle, denn sie ziehe einen solchen 50,000 T Francen vor. Sie habe Robespierre nur aufgesucht, um einmal zu sehen, wie ein Tyrann beschaffen sei. Cecile Renaud hatte in einem Hause neben der Wohnung Robespierres Wäsche mit dem Bemerkten in Verwahr gegeben, daß sie diese nachher an der Stelle, wohin man sie führe, nötig habe. Vor Gericht befragt, was sie damit gemeint habe, erwiderte sie: Das Gefangnis und darouf das Schaffot. Admiral und Cecile Renaud gaben ihrer Entrüstung über die Schredensherrschafft freien Ausbruch und bestiegen mutig das Blutgerüst. Das Gericht aber erklärte nicht allein die beiden für Verbindele, sondern ließ zur Sicherheit der Republik auch noch 53 weitere Personen knäpfn, die den Anschlägen ganz fremd waren, aber zufällig mit Admiral dazuffelbe Gefangnis geteilt hatten.

Neues über den Ursprung des Wortes „Salbadern“.

Für den Ursprung des Wortes „Salbadern“ bringt „Sohnrechs-Dorfbote“ etwas Neues bei: „In Jena, und zwar am Mühlbache, auch „Kleine Saale“ genannt, lag ein Haus, in dem um das Jahr 1620 ein gar lustiger Bartscherer (Bader) wohnte, der seine Kunden, wenn er sie zur Über sieh oder schröpfte, mit allerlei Poffen zu unterhalten pfligte. Er war an wihigen Einfällen unerschöpflich und besaß eine solche Beredsamkeit, daß er so leicht Keinen zu Worte kommen ließ. Man nannte den Mann seiner Beschäftigung und der Lage seines Hauses nach kurzweg den „Salbader“ und bezeichnete später mit diesem Namen Jeden, der vielerlei zu sprechen wußte und anderen Leuten nicht gern das Wort gönnte.“

Maitiäs.
 Dame: „Die ganze Zeit über hat Ihr Herr Bräutigam mit mir von Ihnen gesprochen.“
 Fräulein: „Ach das ist schön, was denn?“
 Dame: „Er sagte, wieviel Vermögen Sie außer Ihrer Mitgift noch zu erwarten haben.“

Begreiflich.
 Hotelgast: „Wann ist denn die Deutsche aus Europa angelangt?“
 Stubenmädchen: „Vor einer halben Stunde, sie ist sogar noch ganz feucht.“
 Hotelgast: „Feucht, warum denn?“
 Stubenmädchen: „Nun, sie nahm doch ihren Weg unter's Meer hindurch.“

Vedentlich.
 Köchin (zu ihrem Korporal): „Schorichel, Du gefällst mir gar nimmer; früher hieltest Du, wenn Du zu mir kamst, immer die Hand auf's Herz, und jetzt nur noch auf den Magen.“

Der Schwanengesang, eine Zwitscher.

Der sängerbe Schwan existirt; es ist freilich nicht der, den wir kennen, sondern der unter ziemlich hohen Breiten lebende Singhschwan, „Cygnaus musicus“. Seine Stimme, sagt Wallas, hat einen lieblichen Klang, gleich dem von Eisberglöden. Er singt auch im Flüge und wird weithin gehört, und das, was man von dem Gesange des sterbenden Schwans erzählt hat, ist keine Fabel; denn die letzten Athemzüge des tödtlich verwundeten Singhschwanes bringen seinen Gesang hervor. Ausführlicher spricht sich Schilling über den Singhschwan aus: „Der Singhschwan entzückt den Beobachter nicht durch seine schöne Gestalt, das aufmerksame, kluge Wesen, welches sich bei ihm im Vergleich mit dem stimmlosen Schwanen sehr vortheilhaft in seiner Kopfbeugung und Haltung ausdrückt, sondern auch durch die lauten, verschiedenen, reinen Töne seiner Stimme, welche er bei jeder Veranlassung als Lohton, Warnungsruf, und wenn er in Scharen vereinigt ist, wie es scheint, im Wettstreite und zu seiner eigenen Unterhaltung fortwährend hören läßt. Wenn bei starkem Frostwetter die Gewässer der See außerhalb der Strömung nach allen Seiten mit Eis bedekt sind, und die Lieblingsquellen des Singhschwanes, die Untiefen, ihm dadurch verschlossen sind, diese stillstehenden Vögel zu Hunderten in dem noch offenen Wasser der Strömung veramfelt liegen und gleichsam durch ihr melancholisches Geschrei ihr Mißgeschick beklagen, daß sie aus der Tiefe das nötige Futter nicht zu erlangen vermögen! Dann habe ich die langen Winterabende und Nächte hindurch diese vielstimmigen Klage töne in hundemweiser Ferne die-mals vernommen. Bald möchte man das singende Rufen mit Glödenlauten, bald mit Tönen von Blaswerkzeugen vergleichen; allein sie sind beide nicht gleich, sondern übertreffen sie in mancher Hinsicht, eben weil sie von lebenden Tieren bestanden und unferen Sinnen näher verwandt sind als die Klänge des todtten Metalles; dieser eigentümliche Gesang verwirklicht in Wahrheit die für Dichtung gehaltene Sage vom Schwanengesang, und er ist oftmals auch in der That der Grabgesang dieser schönen Tiere; denn da sie in dem tiefen Wasser ihre Nahrung nicht zu ergründen vermögen, so sind sie vom Hunger ermattet und bestehn zum Weiterleben nach milderen Gegenden die Kraft nicht mehr. So werden sie oft auf dem Eise eingefroren und verhungert, dem Tode nahe oder bereits todt, aufgefunden. Aber bis an ihr Ende lassen sie ihre klagenden und doch hellen Töne hören.“

Vaaria.
 „Herr Friseur, haben Sie nicht für meinen kahlen Kopf ein gutes Haarwuchsmittel?“
 „Hier, mein Herr, wenn Sie dies acht Tage brauchen, sehen Sie aus wie ein Affe.“

Vorsichtig.
 Oberförster: „Sie, der Dadel ist so gefesht, daß er jedes Wort versteht, das ich zu meiner Frau sage. Wenn wir was Wichtiges zu besprechen haben, reden wir dann immer französisch.“

Licht und Schatten.
 „Also mit der Mitgift Deiner ererbten Gattin hast Du Dich selbstständig gemacht?“
 Kaufmann: „Ja, aber ich bin durch meine Heirath gleichzeitig unselbstständig geworden.“

Schwere Aufgabe.
 Gemeinbediener: „Na, hat denn Dein Vater sein Namen noch immer net unter die Listen geschrieben?“
 Hans: „Ja, da müssen's schon noch a bissel warten — jetzt schreibt er ihn grad' in's Unreine.“

Beamen.
 Heirathsmittler (einem Kunden ein Photographiealbum vorlegend): „Bitte, suchen Sie sich eine Frau aus!“
 Junger Mann: „Nein, Sie sollen mir eine aussuchen, wofür bekommen Sie denn Ihre Provision?“

„Robielle oblige.“
 „Du, Gih, werdei Ihr heuer wieder so ein prächtiges Wohlthätigkeitsfest arrangiren, wie im vergangenen Jahre?“
 „Gewiß, wir warten nur noch auf einen standesgemäßen Unglücksfall.“

Sonderbare Auffassung.
 Fremder: „Wo bekomme ich denn die Fahrkarten?“
 Portier: „Fahrkarten, was ist das?“
 Fremder: „Nun, Bilets!“
 Portier: „Ach so, warum reden's nicht gleich deutsch!“

Dilemma.
 Diurnist: „Wegen äußerster drückender Nothlage habe ich gestern um Gehaltsaufbesserung gebeten ... ob ich nun heute, wenn der Herr Rath wieder einen Witz macht, lachen darf?“

Vedentlich.
 Köchin (zu ihrem Korporal): „Schorichel, Du gefällst mir gar nimmer; früher hieltest Du, wenn Du zu mir kamst, immer die Hand auf's Herz, und jetzt nur noch auf den Magen.“

Die Schatzgräber.

Humoreske von H. Niederfüh.

Auf dem Martiplatz der kleinen Stadt stand ein altes Gasthaus, besamnt durch guten, unverfälschten Wein.
 Ein Kreis alter Herren, wohlangelegener Bürger, versammelte sich allabendlich in der niederen Gaststube, um nach des Tages Mühen an einem guten Tropfen sich zu laben. Unter ihnen befand sich auch Herr Stangl, ein guter Bürger und gelehrter Koch, der sein Schäflein im Trocknen hatte und Besizer eines Häuschens am selben Markte war.

Täglich Abends um die siebente Stunde trat er aus der Thür seines Häufes, um die wenigen Schritte hinüber zur Stammkneipe zu machen und dort in Gesellschaft der anderen Herren den guten „Mailberger“ zu loben, eine Sorte, die der Wirth für die paar angekamten Gäste nie ausgeben lassen durfte.

Herr Stangl interessirte sich in seinem Ruhestande sehr für die Geschichte und die Deutwürdigkeiten des Städtchens und wußte auch, daß auf dem Grunde seines Hauses und der Nachbargebäude einst ein großes Kloster gestanden hatte.
 „Ob da unten nicht manches Interessante begraben liegt?“ äußerte er sich einmal zu seinem Freunde Pevny.
 Herr Pevny, der gerne recht gab, stimmte der Meinung Stangl's nicht nur zu, sondern machte diese geradeswegs zur Behauptung. Seitdem sah man Stangl findend und mit gesteigertem Haupte sein Haus durchschreiten, und gar häufig führte sein Weg die Kellerstiege hinauf. Frau Stangl nannte ihren Gatten zwar einen alten Narren, dieser aber ließ sich nicht abhalten, Hade und Spaten im Keller unterzubringen und durch ganze Nachmittage den Boden zu durchwühlen.

An einem Vormittag erschien Herr Stangl plötzlich in der Wohnung seines Freundes Pevny und machte die diesem geheimnissvoll eine wichtige Mittheilung. Er habe nach fleißigem Graben an mehreren Stellen nunmehr eine Steinplatte bloßgelegt, die einen unterirdischen Gang verschließen müßte. Ob Herr Pevny sich entschließen könne, gemeinsam mit Stangl den Stein zu heben und den Gang zu betreten?

Pevny suchte Ausflüchte, sprach Besorgnis aus, bis er endlich der Betsamkeit seines Freundes und dem stillen Verlangen nach verborgenen und vergrabenen Schätzen unterlag.
 Für das geheimnissvolle Beginnen wurde die siebente Stunde, die Zeit des Gasthausbesuches bestimmt, um den respektiven Gehälften ein sonstiges, längeres Ausbleiben nicht begründen zu müssen.

Als des Abends Frau Stangl über der Lektüre des Wochenblätchens eingeschlagen war, stiegen die Herren Stangl und Pevny die Treppe hinauf und begaben sich in den Keller. Pevny mit gemischten Gefühlen, Stangl jedoch in der Haltung des ruhmbeladenen Forschers.
 Mit einiger Anstrengung wurde die Steinplatte gehoben, und ein schwarzer Abgrund gähnte den beiden entgegen. Stangl sentte die Laterne hinein und stellte fest, daß es sich um eine Tiefe von etwa einem Klafster handle. Nach seüwärtis öffnete sich dann der vermuthliche Gang. Um seinem Begleiter, der, das Kinn in die Hand gestützt, mit bedenklicher Haltung vor dem Loch stand, Muth einzuflößen, stieg Herr Stangl zuerst hinein. Pevny folgte ihm nach einigem Zureden. Und nun begann die Wanderung. Die Leuchte voran, drangen die beiden in den bergab führenden Gang ein. Endlich gelangten sie zu einer schmalen und niedrigen Oeff-

nung, die nur in zusammengeäuerteter Stellung zu passieren war.

Pevny machte abermalis Umstände. Nach längerer Auseinandersetzung wand sich Stangl mit dem Oberkörper hindurch und leuchtete umher.
 „Wir müssen abermalis hinunter. Wieder nur eine halbe Klafster,“ sagte er, sich aus der Oeffnung zurückziehend. Dann wand er sich, die Fühse voraus, auf dem Bauche durch das Loch. Pevny, um nicht aus dem Bereiche des Lichtes zu kommen, folgte mit einem Seufzer in der gleichen Weise. Nun standen sie in einem weiten Raume, und ein eigenartiger und doch nicht ungewohnter Geruch wehte ihnen entgegen.
 Herr Stangl schritt langsam vorwärts und hielt die Laterne hoch. Siehe, da erhob sich eine Reihe von Fässern, die sich durch die Mitte des Raumes zog.
 „Ha!“ rief Stangl, „der Klosterkeller! Der hundertjährige Klosterkeller! Das ist ein Fund! Pevny, hat es sich gelohnt?“
 „Ja, die alten Fässeln da,“ entgegnete Pevny mürrisch.
 „Alte Fässeln? — Mensch, weißt Du, was das ist? Weinstein ist es! Kostbarer Weinstein!“
 Pevny antwortete nicht, aber es leuchtete ihm ein. Er klopfte mit der Faust an eins der Fässer und wirklich, es klang nicht hohl. Die beiden Entdecker standen noch ungeschlüssig, was jetzt zu geschehen habe, als sie Geräusch vernahmen. Pevny zuckte zusammen und sah die Freund am Arme. Auch dieser schien erschreckt. Sie lauteten. Wohligh taunte Pevny mit zittrern Stimme: „Es kommt Jemand.“

In unbestimmbarer Ferne sah man ein schwanzendes Licht. Es kam näher. In seinem Scheine erkannte man bald ein bageres, bartloses Gesicht, dann eine lange, weiße Gestalt. Schritt für Schritt kam sie näher. Pevny zitterte am ganzen Körper und trampfhaft hielt er sich an seinem Freunde Stangl fest. Dieser aber hatte alles eher denn Courage. Es war unheimlich bis in die Fußspitzen. Noch befah Stangl die Geistesgegenwart, sein Licht rasch auszulöschen. Dann flüsterte er ein Nothgebet. Pevny küßte sich seinem Nothe nahe und betraute sich nur medianisch.

Die weiße Gestalt schwinzte längs der Fässerreihe ein und war von den alten Herren nur mehr durch diese getrennt. Nun konnte man wahrnehmen, daß ihr eine zweite Gestalt folgte.
 Lautlose Stille herrschte in dem Oelaf. Die Gestalten hatten vor einem der kleineren Fässer stillgehaltn und waren jetzt nicht wahrzunehmen. Nur ihre Bewegungen konnte man nach den Schatten beurtheilen.
 „Ret, Schani,“ tönte plötzlich eine kräftige Stimme, „daher!“
 „Aber, da is ja der Mailberger,“ ließ eine zweite Stimme sich vernehmen.

„Ja, ich werd' den alten Tadeln mein' lehten Tropfen Mailberger geben. Den trin' i' selber! — Der da is aa sein herg'richt, mit Bleiuder und allem, sie hab'n ihn den ganzen Sommer für'n Mailberger 'trunken und hab'n mir g'wußt.“
 „Ah so!“ lachte die zweite Stimme.
 „Also den da?“
 „Gut is, Schan,“ hieß es nach einer Pause. „Und von dem Mailberger nehmen ma auch an Tupper voll für mich.“
 Bald darauf entfernten sich die Sprecher. Es waren der Wirth und sein Schani in der langen, weißen Schürze.

Raum hatten sich Stangl und Pevny von ihrem Schreck erholt, zündeten sie die Laterne an und eilten wuthentbrannt den Weg zurück, den sie gekommen waren. Bald darauf traten sie in ihre Stammkneipe, wo die andern schon versammelt waren.
 Schon an der Thür empfing sie der

Wirth und rieb sich vergnügt die Hände.

„Wie gewöhnlich, meine Herren?“ fragte er die beiden Neuangetommenen.
 „Nein, erwiderte Herr Stangl halblaut, aber mit eigener Betonung. Diesmal nicht wie gewöhnlich, das heißt, wie ihn die alten Tadeln trinten mit Bleiuder und sonstigem herg'richt, sondern enier Tupper aus dem Wirth seinem Fasset!“
 „Jezmaranjosepf!“ rief der Wirth und starrte Herrn Stangl an, als ob er einen Geist vor sich sähe, just wie die beiden vor einer kleinen Weile ihn und seinen Gehilfen.
 „Herr Stangl, i bitt Ihnen, mic vergebht schier der Verstand, möchtent S' net so gut sein und ein wenig — unter vier Augen —“

Herr Stangl verstand den geängstigten Wirth und trat mit ihm hinter den kleinen Verschlag. Hier flüsterte er ihm eine kleine Schauergeschichte in's Ohr von einem Klostergeist, der ihm erschienen sei, als er sich auf dem Wege zum Wirthshaus befand und ihm die Unredlichkeit des Wirthes bekräftigt habe.
 Kopfschüttelnd, aber innerlich überzeugt, räumte der Wirth hierauf die Gläser vom Tische der Stammgäste ab, die leeren, wie die vollen.

Draußen sagte er zum Hausknecht: „Bitt D', Schani, bring' den echten Mailberger für die Herren. Mein Gott, in dem Keller is unheimlich! Da gibts wirkli' ka' Ründ! — Hat der alles g'wußt, und daß i' f' Tadeln g'heissen hab'!“
 Pevny und Stangl schwiegen des ferneren. Auch der Wirth. Niemand ahnte die Sünde im Wein Keller.“

Schwäbische Gemüthlichkeit.

Ein anscheinend der Junst der Fleischer angehöriger schwäbischer Junge will das Gewicht seiner Lieblen erproben und stellt sie auf eine automatische Waage. Der Zeiger weist genau auf 50 Kilogramm. Treubergig meint der Verlehrer: „Grad a Centnersäule!“

Ihr Ideal.

Freundin: „Wer ist denn der reizende junge Mann, den Du gemalt hast?“
 Malerin: „Das ist mein Bräutigam!“
 Freundin: „Ja, bist Du denn verlobt?“
 Malerin: „Nein, aber so muß er aussehen!“

Unere Dienstboten.

Hausfrau: „Wer war da eben an der Thür, Lina?“
 Dienstmädchen: „Der Vete von der Buchhandlung, er hat meine Modenszeitung gebracht.“

Sartter Witz.

Führer: „Hier, meine Herrschaften, standen Wallenstein's Diener und empfangen die Trintgelder, wenn bis Herr schafften weggingen.“

Auf der Secundarbahn.

Stationsbediener: „Zahlen Sie a Maßl, dann pfeif ich ihm, daß er wieder zurückkommt!“

Der sichhaltige Grund.

„Also jetzt willst Du doch heirathen? Hast Du endlich Dein Herz entdeckt?“
 „Nein, aber eine reiche Erbin!“

Eingegangen.

Die gnädige Frau: „Ich soll meiner Mutter gar nicht ähnlich sein — haben Sie die alte Frau noch gefannt, Herr Professor?“
 Professor: „Gewiß — sie ist mit noch als eine geistreiche und hochgebildete Dame erinnerlich!“

Poesie und Prosa.



Dame (in der Sommertridie zur Stuhntag): „Diesen Morgen habe ich beobachtet, wie Ihr Uua von Ihun Abschied nahm; aber das ist recht, der Wurz muß hinaus in's feindliche Leben.“
 Stuhntag (schluchzend): „Ja, wenn's nur nicht so lang wär, Madame, ... sechs Monat muß er diesmal wegen der Rauferei süßen.“